

Damaris Nübling

***Luca* und *Noah* – Das phonologische Degendering von Jungennamen seit der Jahrtausendwende¹**

"Naming Gender" von Susanne Oelkers (2003) ist die erste Studie, die sich eingehend mit der Geschlechtskennzeichnung von Rufnamen befasst. Für die Herstellung und Darstellung von Geschlecht stellt nicht nur Sprache generell, sondern zuvörderst das Namenssystem ein zentrales Zeichensystem zur Verfügung. Namen haben damit beträchtlichen Anteil an Ordnungsstiftung und Komplexitätsreduktion. Die deutsche Onomastik hat sich bis 2003 kaum für die soziale Differenz Gender interessiert, sie hat die linguistische und soziologische Genderforschung nicht rezipiert. Umgekehrt haben auch Genderlinguistik und Soziologie die Personennamen weitgehend übersehen (von Lindemann 1996 und Gerhards 2003 abgesehen). Dies steht der Relevanz entgegen, die Namen für die Etablierung und Prozessierung der Geschlechterordnung haben. Selbst Sprachen ohne jegliche grammatische Genus- oder Gendermarkierung² können mit ihren Rufnamen Geschlecht indizieren (z.B. Finnisch und Estnisch, die nicht einmal bei den Personalpronomen der 3. Person Geschlecht markieren). Personennamen als Spitze der linguistischen Belebtheitshierarchie bilden (wahrscheinlich universell) diejenige sprachliche Einheit, die am ehesten das Geschlecht ihrer Referenten markiert. Alford (1988) hat in seiner typologischen Studie festgestellt, dass 85% der (52) untersuchten Sprachen Geschlecht am Namen markieren.

Der Anlass für Susanne Oelkers, sich mit Namen zu befassen, war ein Lapsus: Sie hatte in einem Aufsatz den britischen Sprachwissenschaftler und Genusforscher Greville Corbett versehentlich als Frau klassifiziert und konsequent mit *she*

¹ Der vorliegende Aufsatz entstand im Rahmen der DFG Forschergruppe "Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung" (FOR 1939) an der Johannes Gutenberg-Universität (JGU) Mainz (s. www.blogs.uni-mainz.de/undoingdifferences).

² Die Linguistik unterscheidet Genus (grammatisches Geschlecht als Form der Nominalklassifikation, mit dem andere Wörter wie Artikel, Pronomen kongruieren müssen) und Sexus (Geschlecht des Referenten, das nicht kongruieren muss): Ein Femininum wie *Flasche* kongruiert mehrfach (*d-ie*, *groß-e*, *sie*), hat aber, im Unterschied zu *Dame*, kein Gendersem. Genus und 'Sexus' sind im Deutschen engstens verflochten, Ausnahmen wie *Weib* (n.), *Mädchen* (n.), *Tunte* (f.) sind umso erklärungsbedürftiger (Nübling 2017a). Die linguistische Genusforschung spricht bei der Kategorisierung der Menschen in Frauen und Männer biologistisch von *Sexus*. Hier wird der den Konstruktionscharakter berücksichtigende Terminus *Gender* verwendet.

pronominalisiert. Das falsche Geschlecht hatte sie der Phonologie des ihr unbekanntes Vornamens *Greville* entnommen: Im Deutschen haben Namen, die auf unbetontes *-e* enden, eine immerhin 90%-ige Wahrscheinlichkeit, Frauen zu bezeichnen.

Ziel dieses Beitrags ist es zu zeigen, wie prosodisch-phonologische Muster von Rufnamen entstehen, mit Geschlecht aufgeladen und wieder entladen werden können. Dieses Wissen um die Hörbarkeit des Namensgeschlechts wird auch auf unbekannte Namen angewandt. Nicht nur Laien, auch Linguistinnen, Standesbeamten und Juristinnen argumentieren phonologisch, wenn es um die Zuweisung von Geschlecht bzw. um die Zulassung oder das Verbot bestimmter Namen geht. Sie rekurrieren dabei etwa auf den Umstand, dass die Namen von Frauen im Schnitt länger sind als Männernamen und eher auf *-e* oder *-a* enden. Da in Deutschland ein riesiges, geschlechtssegregiertes Nameninventar besteht, gegengeschlechtliche Namen verboten und Unisexnamen kaum vorhanden sind, leisten Rufnamen einen besonders großen Beitrag zur Herstellung von Geschlecht. Die Omnipräsenz von Namen führt zu entsprechend präsentem *doing gender*.

Der Beitrag identifiziert zunächst die wichtigsten genderisierten Strukturmuster (1.) und geht dann zu (mehr oder weniger) degenderisierten Unisexnamen und deren historischer Instabilität am Beispiel der USA über (2.). Dabei wird auch das graphische Medium der Namensschreibung als ein eigenständiger Aggregatzustand von Namen berücksichtigt, das, von der Phonologie mehr entkoppelt als man gemeinhin vermutet, seinerseits am *doing gender* beteiligt ist. In einem 3. Teil wird eine diachrone phonologische Analyse deutscher Namen vorgestellt, die zeigt, dass sich von 1945 bis heute der phonologische Abstand zwischen Mädchen- und Jungennamen verringert, die onymischen Strukturen also an Geschlecht verlieren. Der 4. Teil fokussiert einen jungen, seit der Jahrtausendwende stattfindenden Durchbruch: Es werden zunehmend Jungennamen auf offenes *-a* – bislang exklusivster Weiblichkeitsmarker – vergeben (*Luca, Noah*). Bis ca. 2000 war dieses *a* noch konsonantisch gedeckt (*Lukas*), bevor es ‚entsiegelt‘ wurde und in den absoluten Auslaut trat (*Luca*). Dies bedeutet eine beträchtliche Enthärtung phonologischer Strukturen und unterstreicht ihre grundsätzliche historische Kontingenz: nichts an Frauen- und Männernamen ist 'an sich' weiblich oder männlich.

1 Naming Gender

Das Deutsche leistet sich für die Geschlechterunterscheidung zwei riesige segregierte Nameninventare mit jeweils mehreren Tausend Einheiten. Name und Geschlecht sind dabei so eng und zuverlässig verbunden, dass man Rufnamen ein Gendersem zuspricht: So wie das Lexem *Mutter* das Sem 'weiblich' enthält, so enthält auch der Name *Ingrid* diese Information. Gelten Namen üblicherweise als pure Referenzmittel ohne jeglichen denotativ-semantischen Gehalt (vgl. *Heidelberg* als Name für eine Stadt und nicht für einen Berg), so machen die Rufnamen hiervon eine bemerkenswerte Ausnahme: Insofern Namen unmittelbar das Geschlecht von Personen indizieren, 'haben' sie selbst ein Geschlecht: *Roland* ist für eine Frau ebenso verboten wie *Mechthild* für einen Mann. Jedes Kind kann jedem Rufnamen sofort ein Geschlecht zuweisen, sogar dann, wenn es den Namen gar nicht kennt. Dabei gilt es zwei Genderkodierungsverfahren zu unterscheiden: Bei vielen Namen, v.a. den alten, germanischen, lernt man das Geschlecht mit, d.h. dass *Almut* oder *Dagmar* nur Frauen und *Helmut* oder *Elmar* nur Männer bezeichnen, 'weiß' man, man kann es der Namenphonologie nicht entnehmen. Hier spricht man von konventioneller Geschlechtskodierung (Alford 1988). Anders bei der formalen Kodierung: Dass *Christina* weiblich und *Christian* männlich ist, hört man, ebenso bei *Lea* und *Leo*. Für die meisten modernen Rufnamen gilt, dass ihnen ihr Geschlecht anzuhören ist. So haben Rufnamen auf *-a* oder unbetontes *-e* [ə] eine fast 100%- bzw. 90%-ige Wahrscheinlichkeit, auf Frauen zu referieren. Dies hat sprachhistorische Gründe: Das *-a* verdankt sich der Reaktion auf eine drohende Einebnung der phonologischen Geschlechtergrenze. Die mittelhochdeutsche Nebensilbenabschwächung hat alle unbetonten Vokale zu indifferentem [ə] nivelliert.³ Entgegen aller Lautgesetzlichkeit und vermutlich unter Einfluss des Lateinischen wurde die phonologische Geschlechtergrenze wieder hochgezogen (*boundary making*), indem volle Nebensilbenvokale ausschließlich bei Rufnamen restituiert wurden:

So wurden aus den mhd. Formen *brune, huge, otte, berte, eve, gisele* die nhd. Namen *Bruno, Hugo, Otto, Berta, Eva, Gisela*; bei einigen weiblichen Namen blieben die mhd. Formen mit abgeschwächtem Endlaut neben den neuen erhalten: *Else* und *Elsa, Marie* und *Maria*. Diese

³ Im Friesischen hat dieses 'Reparatur' der Geschlechtergrenze nicht stattgefunden, weswegen es hier massenhaft zu Unisexnamen kam (s. auch Schmuck in diesem Band).

Wiederbelebung klangvoller Endsilben ist ein ganz außergewöhnlicher Vorgang in der deutschen Sprachgeschichte.

(Steche 1927: 141).

Dies erklärt, warum auch Namen auf *-e* weiblich konnotiert sind. Im Fall von *Greville* hat dies zu dem erwähnten Missgriff geführt. Außerdem erlangt *-a* (manchmal auch *-e*) den morphologischen Status eines echten Movierungssuffixes, indem es seit Jahrhunderten aus vielen Männernamen Frauennamen generiert: *Martin* → *Martina*, *Christian* → *Christiane* (die andere Richtung ist im Deutschen blockiert). Hierbei kam es meist zu einem Akzentsprung von der ersten auf die zweite oder dritte Silbe (*Mártin* → *Martína*), was die generelle Affinität von Frauennamen zu Nichtinitialakzenten erklärt (s. Tabelle 1 und 2). Umgekehrt referieren fast alle Einsilber oder Namen auf *-o* auf Männer.

Aus linguistischer Sicht haben hier Reanalysen an der Morphologie/Phonologie-Schnittstelle stattgefunden: Morphologisch (durch Suffixe) verursachte phonologische Effekte (offene Endsilben, längere Wortkörper, Akzentsprünge, konkrete Vokalqualitäten) verfestigen sich zu spezifischen Klangmustern und werden mit ‚Weiblichkeit‘ assoziiert, während die Lautstrukturen morphologisch unaffizierter Namenkörper (geschlossene Endsilben, kürzere Wortkörper, Initialakzente) ‚männlich‘ aufgeladen werden. Solchermaßen diffundierte und verfestigte Muster lassen sich auf andere Wörter übertragen, etwa Produktnamen, die zum *gender marketing* genutzt werden (s. Cassidy et al. 1999, zu Deodorantnamen s. Ackermann 2011). Aufs Ganze gesehen lässt sich zeigen, wie kulturelle Prozesse zu sprachlichen Strukturen verhärten: Sprachliche Praktiken (Männernamen + Suffix ergeben Frauennamen, Gegenrichtung ausgeschlossen) generieren spezifische morphologische Muster, die sukzessive phonologisieren (erkennbar daran, dass die einstigen Suffixe sowie eine männliche Namenbasis verzichtbar werden), d.h. in die unterste (Laut-)Schicht der Sprache sedimentieren.

Diese phonologisch geronnenen Geschlechtsklassenunterschiede sind so robust und prominent, dass unbekanntem Namen ad hoc und übereinstimmend ein Geschlecht zugewiesen wird. Gerhards (2003) hat mit 184 deutschen Studierenden eine amerikanische Studie (Lieberson/Mikelson 1995) repliziert, in der es darum ging, 16 zufallsausgewählten, unbekanntem Namen aus New York⁴ ein Geschlecht zuzuweisen. Dies hat zu erstaunlich übereinstimmenden Ergebnissen

⁴ In den USA darf man neue Rufnamen kreieren, dabei auch sprechende Namen verwenden (*Precious*, *Apple*) und andere Namen wie Familien- oder Ortsnamen recyceln (*Kennedy*, *Dakota*). Auch sind Unisexnamen erlaubt. Hough (2000: 7) beobachtet, dass sich (per se genderfreie) Familiennamen häufiger zu Männer- als zu Frauenrufnamen entwickeln.

geführt. Nur bei *Jorell*, *Kariffe*, *Shameki* und *Chanti* waren sich die Testpersonen unsicher. Dies dürfte an den ambigen Auslauten liegen. Gerade *-i* als hypokoristische Endung für beide Geschlechter (*Susi*, *Wolfi*) verdeckt das ‚sprachliche Genital‘, zu dem die ansonsten geschlechtsdefiniten Namensauslaute sprachhistorisch geworden waren. Wie stark dieses Namensende wirkt und dass sich ‚weibliche‘ und ‚männliche‘ Auslaute fast invers zueinander verhalten, zeigt Tab. 1 für die jeweils 100 häufigsten Frauen- und Männernamen der derzeit lebenden Bevölkerung.⁵ Zum Vergleich werden die Ergebnisse der jeweils 250 häufigsten Namen hinzugefügt, um zu zeigen, wie robust diese Merkmale insgesamt sind, wenn man die Namenmenge (Types) verzweieinhalbacht, aber auch, welche Veränderungen sich gerade bzgl. des *a*-Auslauts ergeben.

	Frauennamen		Männernamen	
	Top 100	Top 250	Top 100	Top 250
1. Silbenzahl	Ø 2,54	Ø 2,56	Ø 1,92	Ø 2,02
2. Hauptakzent	erste Silbe: 67%	erste Silbe: 64%	erste Silbe: 90%	erste Silbe: 94%
3. Kons./Vokalanteil	K<V: 22% K=V: 40,5% K>V: 37,5%	K<V: 24% K=V: 38% K>V: 38%	K<V: 10% K=V: 33% K>V: 57%	K<V: 6% K=V: 22% K>V: 72%
4. Auslaut	auf Vokal: 78,5% auf Kons.: 21,5%	auf Vokal: 78% auf Kons.: 22%	auf Vokal: 19% auf Kons.: 81%	auf Vokal: 26% auf Kons.: 74%

Tab. 1: Wichtigste Unterschiede der jeweils 100 häufigsten Frauen- und Männerrufnamen (transkribiert) in Deutschland

Die wichtigsten prosodisch-phonologischen Geschlechtsunterschiede der Rufnamen lauten zusammengefasst: Frauennamen sind deutlich länger als Männernamen. Außerdem sind sie drei- bzw. sechsmal so häufig auf einer nicht-ersten Silbe betont (*Katharina*). Sie enthalten mehr Vokale, und schließlich enden sie zu fast 80% auf einen Vokal (*-a* oder *-e*), während Männernamen fast ebenso häufig konsonantisch auslauten.

⁵ Für die Ermittlung dieser Namen, die auf den häufigsten Vornamen der Geburtsjahrgänge 1930 bis 2012 basiert, sei Knud Bielefeld gedankt. Die Liste dieser Namen sowie Erläuterungen zur angewandten Methode finden sich unter www.beliebte-vornamen.de/28071-derzeit-lebende-bevoelkerung.htm. Offizielle Statistiken zur Häufigkeit der Rufnamen und ihrer Verteilung auf die Gesamtbevölkerung gibt es nicht, d.h. gegenwärtig existiert hierzu keine Alternative.

Hier lohnt ein genauerer Blick auf Länge, Akzentposition und v.a. die Auslautqualitäten der 500 häufigsten Namen, die Tab. 1 nicht entnehmbar sind:

- Einsilbigkeit ist der exklusivste Männlichkeitsmarker. Es gibt fast keine einsilbigen Frauennamen (unter den Top 100 keinen einzigen, unter den Top 250 mit *Ruth*, *Kim* und *Ann* drei), dagegen deutlich mehr einsilbige Männernamen (41 unter den Top 250). Damit referiert ein einsilbiger Name zu über 93% auf Männer und zu knapp 7% auf Frauen.
- Zweisilbige Namen kommen zwar bei beiden Geschlechtern häufig vor (fast 300 der 500 Namen, davon 44% Frauen- und 56% Männernamen), doch sind finalbetonte wie *Nicole*, *Nadine*, *Michelle* typischerweise 'weiblich' (72%).
- Bei den Dreisilbern führen die Frauennamen mit 70%. Sind Dreisilber auf der zweiten Silbe betont (*Heléne*, *Roswitha*), erhöht sich dieser Anteil auf 88%.
- Von den Viersilbern entfallen 27 auf Frauen (93%) und zwei auf Männer. 15 der 27 Frauennamen sind finalbetont.
- Der exklusivste onymische Weiblichkeitsmarker ist finales *-a*: Allein 49 Namen der weiblichen Top 100 bzw. 122 Namen der weiblichen Top 250 enden so, während es unter den männlichen Top 100 nur einen (*Sascha* auf Platz 97) und den Top 250 sieben Männernamen gibt: Außer *Sascha* sind es *Luca/Luka* (Platz 110), *Noah* (153), *Joshua* (165), *Mika* (192), *Jona(h)* (222) und *Mustafa* (244). Während sie unter den Top 100 so gut wie abwesend sind, nehmen sie in den hinteren Rängen zu. Dies sind wichtige Entwicklungen, die sich von unten her aufbauen. Sie kommen in Abschnitt 5 noch ausführlich zur Sprache. Auf die gesamten Top 500 bezogen hat ein *a*-auslautender Name eine 95%-ige Wahrscheinlichkeit, Frauen zu bezeichnen.
- Stark weiblich assoziiert ist auch der unbetonte *e*-Auslaut (Schwa: [ə]), der bei 49 der weiblichen Top 250 vorkommt, dagegen nur siebenmal bei den Männern (*Uwe*, *Malte*). Ein auf [ə] auslautender Name ist demnach zu 87,5% ein Frauen- und zu 12,5% ein Männername.
- Umgekehrt ist der *o*-Auslaut exklusiv 'männlich', nur kommt er mit 16-mal (Top 250) nicht besonders häufig vor (*Marco*, *Niko*). Bei den Frauen ist er komplett abwesend (doch ist er bei Koseformen wie *Leo* < *Leonie* oder *Lilo* < *Lieselotte* durchaus vorhanden, s. hierzu Nübling 2014a, 2017b). Wenn Männernamen vokalisches auslauten (immerhin zu 26%), dann meist auf unbetontes [e], dem Korrelat von graphischem *-er* (*Peter*, *Dieter*) bzw. *-ar* [aɐ̯] (*Lothar*,

Elmar).⁶ Dies gilt wiederum kaum bei Frauennamen: Über 91% der Namen auf [ɐ] entfallen auf Männer und knapp 9% auf Frauen (*Dagmar*).

- Was die konsonantischen Auslaute betrifft, so dominieren hierbei klar die Männernamen, ganz besonders bei finalem [s, f, k, t, n] oder [ç].

Es fällt auf, dass Männernamen insgesamt diverser auslauten als Frauennamen, denn hinter den ‚männlichen‘ Auslautkonsonanten verbergen sich ja viele unterschiedliche Laute. Frauennamen verhalten sich bzgl. ihrer Geschlechtskennung monotoner und damit eindeutiger, sie tragen ihr Geschlecht deutlicher und leichter dekodierbar zur Schau. Kurz: Frauennamen enthalten mehr phonologisch wahrnehmbares Geschlecht als Männernamen.⁷

Verrechnet man diese onymischen Geschlechtsunterschiede und weist ihnen bestimmte Werte zu, welche die faktischen Ausprägungen dieser Merkmale repräsentieren, kann man einen Genderindex für Namen erstellen und den Grad an onymischer ‚Feminität/ Maskulinität‘ ermitteln. Das Modell hierfür liefern amerikanische Genderindexberechnungen, wie sie von Barry/Harper (1993, 1995, 1998) erstmals vorgeschlagen wurden. Sie wurden zurecht kritisiert, weil die Namen weder transkribiert noch die faktisch bestehenden phonologischen Unterschiede präzise berücksichtigt wurden (Cassidy et al. 1999, Fredrickson 2007). In unserer Studie wurde dies beachtet, auch wurden mehr (signifikante) prosodisch-phonologische Qualitäten berücksichtigt, was insgesamt zu einer Skala von +8 bis –8 führt (bei Barry/Harper 1995 nur von +4 bis –4). Dabei indizieren Pluswerte eher ‚weibliche‘ und Minuswerte eher ‚männliche‘ Merkmale bzw. Namen. Sehr ‚weiblich‘ in diesem Sinne sind *Annemarie* oder *Michaela*, aber auch Männernamen wie *Uwe* oder *Luca*. Phonologisch sehr ‚männlich‘ sind *Christoph* und *Rolf*, aber auch Frauennamen wie *Ruth*.⁸

6 Die meisten OnomastInnen (und SoziologInnen) werten diesen Auslaut wegen seiner Schreibung <er> als konsonantisch. Mit dieser Einordnung, der wir nicht folgen, würde sich die Diskrepanz zwischen ‚weiblichen‘ und ‚männlichen‘ Namensauslauten radikalieren, die Männernamen würden fast 100% konsonantische Auslaute erreichen. Dieser Beitrag ist der Phonologie verpflichtet und orientiert sich an der phonologischen, teilweise sogar phonetischen Realität.

7 Eine silbische Endung ist auch leichter segmentierbar als ein per se asyllabischer Auslautkonsonant.

8 Dass diese unterschiedlichen Gendergehalte keine Schimären ohne Relevanz für die Wahrnehmung sind, belegen US-amerikanische Studien, die kognitive und perzeptive Zusammenhänge zwischen phonologisch-onymischen und beruflichen Weiblichkeits- bzw. Männlichkeitswerten belegen (Bruning et al. 2000): Sehr ‚weibliche‘ Frauennamen werden mit typischen Frauenberufen assoziiert ("Marta planning to become a manicurist" (200)), deutlich weniger aber ‚männliche‘ Frauennamen ("Garret planning to become a day-care center operator" (200)).

Für Eltern besteht die Möglichkeit, die vorgeschriebene onymische Geschlechtsbinarität mit den beiden segregierten Namenbeständen zu affirmieren oder zu hintergehen, auch lässt sich Gender skalieren ("dimmen"): Zwingt der offizielle Namenbestand gleich einem Schalter zur Dichotomisierung (*doing gender*), so erlauben die Wahlmöglichkeiten bzgl. phonologischer Muster ein Dimmen (*undoing gender*; hierzu s. Hirschauer 1994, Hirschauer/Boll 2017, Nübling 2017c). Dass bei der Namengebung die Phonologie von höchster Relevanz ist, bestätigen immer wieder Umfragen, die diachron zunehmend und heute fast ausschließlich den 'Klang', die 'Euphonie', den Rhythmus etc. des Namens als Haupt-, oft als einziges Motiv nennen. Dabei wurde über die letzten Jahrzehnte hinweg der phonologische Gendergehalt verschoben (s. Abschnitt 4).

2 Unnaming Gender

Obwohl das Namensgesetz die onymische Markierung von Geschlecht nicht vorschreibt (s. Schmuck in diesem Band), galt bis 2008 die Praxis (und wurden die Standesämter entsprechend angewiesen), sog. Geschlechtsoffenkundigkeit einzufordern. Im Fall geschlechtsneutraler Namen galt bis 2008 der Zwang, solchen einen geschlechtsoffenkundigen Zweitnamen nachzustellen. Erst das sog. Kiran-Urteil hat diese Praxis für ungültig erklärt, wenngleich dieses Urteil nicht allzu bekannt zu sein scheint und bislang auch keinen Durchbruch (im Sinn vermehrter Unisexnamen) verursacht hat. Hintergrund: Eine indischstämmige Familie wurde vom Standesamt daran gehindert, ihrer Tochter den in Indien geschlechtsneutralen Namen *Kiran* zu geben. Das Standesamt klassifizierte den Namen allein auf Basis seiner phonologischen Struktur als männlich, indem der Ausgang *-an* mit *Julian* und *Christian* assoziiert wurde. Ihrer Tochter *Kiran* einen Frauenrufnamen hinzufügen, weigerten sich die Eltern. Die anschließende Verfassungsbeschwerde war erfolgreich: Mit dem Unisex-Namen *Kiran* wurde keine Beeinträchtigung des Kindeswohls sowie der Entfaltung der kindlichen Identität und Individualität mehr erkannt, was einen wichtigen Durchbruch in der bisherigen Argumentation darstellt und künftig auch deutschen Eltern Unisex-Namen gestattet.⁹ Dagegen sind gegengeschlechtliche Namenvergaben nach wie vor verboten.

Entsprechendes gilt auch für Männernamen und Berufe. – Zu Details unserer Studie s. Nübling (2014, 2015, 2017b).

⁹ S. www.bundesverfassungsgericht.de/entscheidungen/rk20081205_1bvr057607.

Unisexnamen werden in Deutschland selten vergeben. Außerdem gibt es nur wenige, sie schlagen also faktisch kaum zu Buche, erfahren aber umso mehr Aufmerksamkeit, wenn sie einmal vergeben werden: Dem Namen nicht sofort das Geschlecht der Namensträgerin entnehmen zu können, ist für viele unvorstellbar. So warnt auch der Onomast Wilfried Seibicke (2002) in einem Referenzwerk für Standesämter vor geschlechtsneutralen Rufnamen:

Meines Erachtens könnte man hier von juristischer Seite stärker regelnd eingreifen und damit zur Erhaltung der Ordnungsfunktion des Namens beitragen, zum Beispiel, indem man festlegt, dass *Kevin* als rein männlicher Vorname anzusehen ist, dass *Dominique* analog zu *Monique* und in Übereinstimmung mit der deutschen weiblichen Endung *-e* nur (noch) als weiblicher Vorname zugelassen wird oder dass *Heike* künftig den Mädchen vorbehalten ist. [...] Muss man *Toni*, *Sigi* und ähnliche Formen unbedingt als amtliche Namen zulassen? Könnte man es nicht so halten, wie es jahrhundertlang üblich war: volle Namensform für die Urkunden, Kurz- und Koseformen für den persönlichen, privaten Umgang? [...] Solange aber die derzeitige Regelung noch besteht, appelliere ich an die Eltern, die Nachteile, die ein amtlich eingetragener geschlechtsneutraler Vorname im öffentlichen Leben mit sich bringt, ernsthaft und gründlich zu bedenken.

(Seibicke 2002, 15/16).

Hier bestätigt sich wieder die hohe Relevanz der Namenphonologie, denn Seibicke argumentiert allein auf dieser Ebene, um die bedrohte onymische Geschlechterordnung wiederherzustellen. Dagegen vertritt der Jurist Michael Coester 1986 eine Minderheitenposition, wenn er die Notwendigkeit einer namentlichen Geschlechtskennzeichnung anzweifelt:

Der Durchgriff der Kennzeichnungsfunktion auf Eigenschaften des Namensträgers muss nicht beim Geschlecht halt machen, er kann auch ethnische, rassische oder religiöse Zugehörigkeiten erfassen. Die Diskriminierungsgefahr ist offensichtlich, ein legitimes staatliches Interesse, schon durch das äußere Etikett des Namens Daten sichtbar werden zu lassen, um Klassifizierungen zu schaffen, ist nicht ersichtlich.

(Coester 1986: XLVII)¹⁰

Das "Lexikon der Vornamen" (Kohlheim/Kohlheim 2013) liefert ein Verzeichnis von 70 "geläufige[n] Unisexnamen" (409). Allerdings ist die Geläufigkeit bei den meisten anzuzweifeln (etwa bei *Ady*, *Camille*, *Bo*, *Mo*, *Francis*, *Lee*, *Nikita*, *Josy*),

10 Dass Frauen aufgrund ihres Frauennamens im Wissenschaftsbetrieb schlechtere Ein- und Aufstiegsmöglichkeiten als gleich qualifizierte Männer haben bzw. hatten, belegen für die 1990-er Jahre in Schweden Wennerås/Wold (1997) und für die USA Moss-Racusin et al. (2012) (s. auch Bruning et al. 2000). Für Deutschland gibt es dazu keine Untersuchungen.

bei anderen überwiegt (in Deutschland) klar ein Geschlecht (*Andrea, Janne, Kirsten, Vivian/Vivien, Sandy – Alexis, Kai, Micha, Sammy, Ronny*), und ein Gutteil dieser 70 Namen geht auf das Konto von (Schreib-) Varianten ein und desselben Namens (*Uli/Ulli; Toni/Tony, Ricky/Ricki, Kai/Kay/Kaj, Nicki/Nicky/Niki* etc.). Sieht man von den eindeutig amerikanischen bzw. fremden und ungeläufigen Namen ab, so verbleiben hauptsächlich drei Gruppen: 1. Koseformen auf *-i* oder *-y*, vor denen Seibicke (2002) im Zitat oben ausdrücklich warnt (*Sigi, Toni*), 2. friesische Namen, oft mit Diminutivsuffix *-ke*, wie *Eike, Heike, Tomke*, auch *Kai*, daneben einige andere germanische Namen wie *Gerrit, Kersten, Helge*. Diese Namen scheinen einigermäßen häufig vorzukommen, wenngleich es keine Möglichkeit gibt, ihre faktische Verteilung auf die beiden Geschlechter zu ermitteln. 3. Schließlich fallen Jungennamen auf *-a* ins Auge, die – vermutlich wegen ihres finalen Weiblichkeitsmarkers – auch an Mädchen vergeben werden oder wurden: *Luca/Luka, Mika, Noa*¹¹, *Elia, Jona, Micha*. Dagegen wird *Andrea* in Deutschland typischerweise an Mädchen bzw. Frauen vergeben. Da *Andrea* aber in Italien ein Männername ist, erscheint er auch in dieser Liste; ähnlich verhält es sich mit *Nicola/Nikola*. Wie v.a. diese dritte Gruppe zeigt, scheinen sog. Unisexnamen zwar ihr Geschlecht wechseln und daher temporär unisex sein zu können, doch eine permanente Genderneutralität im Sinne einer über Generationen hinweg stabilen, womöglich hälftigen Vergabe an Mädchen und Jungen kommt ihnen in den wenigsten, vermutlich gar keinem der Fälle zu: Alle diese Namen haben eine klare geschlechtliche Schlagseite. Diese Vermutung, die sich aus den eben genannten Gründen für das Deutsche nicht belegen lässt, erfährt jedoch mit Blick auf Gesellschaften, die schon seit langem keine onymische Geschlechtergrenze vorschreiben und ihre Namen besser erforschen, Bestätigung.

2.1 Unisex-Namen in den USA

Zunächst haben verschiedene Arbeiten wie die von Slater/Feinman (1985), Cutler et al. (1990), Lieberson/Mikelson (1995), Cassidy et al. (1999), Hough (2000) und Fredrickson (2007) gezeigt, dass es auch bei englisch-amerikanischen Namen markante und signifikante phonologische Unterschiede gibt, die den deutschen

¹¹ Interessant ist hier die Schreibweise ohne *<-h>*, d.h. die graphisch ungedeckte Form darf auch an Mädchen vergeben werden. In den Niederlanden segregiert die Schreibung noch stärker: *Noa* wird ausschließlich an Mädchen vergeben und nahm 2012 Rang 15 ein, während der homophone *Noah* an Jungen vergeben wird und 2012 auf Rang 17 stand (www.beliebte-vornamen.de/2679-niederlaendische.htm; Zugriff: 18.10.16; mehr dazu s. Schmuck in diesem Band).

in vielerlei Hinsicht ähneln: Männernamen sind öfter initialbetont, insgesamt kürzer und enden häufiger auf Konsonant als Frauennamen. Letztere enden häufig auf *-a* und enthalten mehr [i]-Laute (Cutler et al. 1985).¹²

Damit sind Männernamen, indem sie stärker den Strukturen des englischen Normalwortschatzes entsprechen, "normaler" im Sinne von unmarkierter und Frauennamen auffälliger, abweichender, exotischer.¹³ Cassidy et al. (1999) haben über Experimente mit Pseudonamen nicht nur nachgewiesen, dass, sondern *wie stark* dieses Wissen bei der Geschlechtszuweisung unbekannter Namen eingesetzt wird. Dabei ist die Akzentposition am wichtigsten, gefolgt vom Auslaut und schließlich der Silbenzahl. Sowohl Erwachsene als auch vierjährige Kinder verfügen bereits über dieses Genderwissen. Selbst Produktnamen sind auf diese Weise genderisiert und kongruieren mit genderisierten Produkten.

Zu amerikanischen Unisex-Namen haben Barry/Harper (1982, 1993) gearbeitet und gezeigt, dass sie üblicherweise aus männlichen Namen entstehen, dann zunehmend an Mädchen vergeben werden, nur kurze Zeit wirklich geschlechtsneutral sind (*Lindsay, Robin, Ronnie*), um dann relativ schnell als reine Mädchenname zu enden (*Shirley, Lorne, Dixie*). Es dominiert also Jungename > unisex > Mädchenname. Populär, d.h. zu Modenamen werden Unisexnamen nie. Cassidy et al. (1999) haben ermittelt, dass solche Männernamen, bevor sie ihr Geschlecht wechseln, meist schon feminine Strukturen enthalten, also 'weiblich' klingen. Umgekehrt enthalten die wenigen (vormals weiblichen) Unisexnamen, die als Männernamen enden, bereits phonologisch männliche Muster (*Keith, Verne, Trace, Clem*). Als weitere, seltenere Pfade gelten Mädchenname > unisex > Mädchenname sowie Jungename > unisex > Jungename, wobei letzteres Szenario mit sehr maskulinen Namenstrukturen verbunden ist. Alles in allem gilt, dass Unisexnamen häufiger an Mädchen vergeben werden, diachron (bezogen auf das 20. Jh.) instabil sind und nach einigen Jahren in die meist weibliche Genderspezifizierung umkippen.

Eltern scheinen für ihre Töchter Jungennamen zu schätzen, während sie für ihre Söhne Mädchenname meiden.¹⁴ Dies bestätigen Lieberson et al. (2000). Die-

¹² Zu einem Überblick über die in der Forschung zusammengetragenen phonologischen Unterschiede englischer Frauen- und Männernamen s. auch Fredrickson (2007, 22).

¹³ Hough (2000) führt diese Unterschiede weniger auf soziale als sprachliche Faktoren zurück und verweist auf die häufige einseitige Movierung von Männer- zu Frauennamen über eine zusätzliche Silbe (was den anderen AutorInnen nicht unbekannt ist) und seinerseits der Erklärung bedarf.

¹⁴ Dies bestätigen entsprechende Forenbeiträge: "Ich mag Unisex-Namen, aber nur für Mädchen" (www.beliebte-vornamen.de/3841-uni.htm; Zugriff: 18.10.16). Umgekehrte Äußerungen

ses diskrepante Namengebungsverhalten wird mit dem Hierarchiegefälle zwischen den Geschlechtern begründet: Frauen übernehmen eher bislang 'männliche' Rollen und Domänen als umgekehrt. Oder: Frauen tragen heute selbstverständlich Hosen ohne Geschlechtsverlust, Männer in Röcken riskieren dagegen einen Statusverlust.

Lieberson et al. (2000) gehen in "The instability of androgynous names" noch mehr ins Detail und stellen seit dem Zweiten Weltkrieg (bezogen auf Illinois/USA) einen steten (leichten) Zuwachs an sog. Androgynität fest, die ab den 1990er Jahren stärker zunimmt (mit 1,6% der Neugeborenen, d.h. das Phänomen als solches bleibt niedrigfrequent). Sie erwägen die Einwanderungswellen nach dem Zweiten Weltkrieg als begünstigenden Faktor, da es hier zu Fehlgriffen ins amerikanische Nameninventar kam bzw. mitgebrachte Vornamen ein anderes Geschlecht indizierten als in den USA (etwa der einst polnische Männername *Carol* als Korrelat zu *Charles*, doch ist *Carol* in den USA ein Frauennamen). Multikulturalität bzw. Sprachkontakt könnte also ein Katalysator für den Verlust phonologischer Geschlechtsindikatoren sein. Dass fremde Namen diesen Konturverlust befördern, bestätigen das deutsche *Kiran*-Urteil sowie alle auf *-a* auslautenden Männernamen wie *Mustafa*, *Luca*, *Noah*, *Joshua*. Anhand der 45 häufigsten Unisex-Namen von Illinois (ebd., 1265) machen die AutorInnen interessante Beobachtungen wie die, dass unterschiedliche Schreibungen homophoner Namen bei ca. der Hälfte der Namen zur sekundären (visuellen) Geschlechtsdifferenzierung genutzt werden, z.B. *Frances* (weibl.) vs. *Francis* (männl.). Interessanterweise erfolgt dies meist hinten in der üblichen Position des signifikantesten Markers ('Genitals'). So kommt <i(e)> eher bei Mädchen vor, <(e)y> eher bei Jungen (*Cori* vs. *Corey*, *Bobbie* vs. *Bobby*): "These minor spelling variations allow androgynous names to retain an element of gender specificity" (ebd., 1269). Namen sind nicht nur akustische, sondern auch visuelle Zeichen, ihrer graphischen Materialität gebührt ebenso hohe Aufmerksamkeit. Alphabetschriftsysteme leisten weit mehr, als nur die Phonologie abzubilden und werden genau dann interessant, wenn sie die reine Phonographie überwinden.

Vor allem zeigen diese Namen, dass es Diminutivendungen und damit einstige Kosenamen sind, die den Weg zum *unnaming* bzw. *undoing gender* ebnen. Der größte Gleichmacher sind hypokoristische Suffixe: *Roberta* vs. *Robert* münden in homophones *Bobbie/y*, *Theresa* und *Terence* in *Terry/y*. Dabei bekommen Mädchen grundsätzlich häufiger als Jungen diminuierte Namen als offizielle Vollnamen. Über diese asymmetrische Praxis diffundieren Jungennamen (über

sind nicht zu finden. Unisexnamen werden auch häufig an Sternenkinder sowie als Pränatal- bzw. Protonamen (s. Zastrow und Hoffmann in diesem Band) vergeben.

das Unisexstadium) einseitig ins Mädchennameninventar. Schließlich genderneutralisieren v.a. solche Namen, die keine spezifischen Gendermerkmale tragen (also selten Einsilber oder Namen auf *-a*).¹⁵ Es sind v.a. Namen auf *-ey*, *-y*, *-ie*, *-i*: Wieder erweist sich die Phonologie als Wegbereiter bzw. notwendige Bedingung dieser Entwicklungen. Zu 80% lauten Unisexnamen auf *-[n]*, *-[l]* oder *-[e:/ɪ:]* aus (*Jordan, Carol/Carroll, Sydney*). Außerdem wird festgestellt, dass "an exceptional number of these are nontraditional names and therefore escape a historically strong gender connection" (ebd., 1266). Fast die Hälfte erscheint nicht im Verzeichnis der "American Given Names" von 1979. Solche weder phonologisch noch historisch sexuierten Namen werden *unanchored names* genannt.

Die Grafiken zu den Namenvergaben im Zeitverlauf dokumentieren, wie rapide kollidierende Unisexnamen an ihrem *tipping point* (an welchem beide Geschlechter etwa hälftig auf sie zugreifen) Abstand voneinander nehmen, einander sogar förmlich fliehen, indem sie (häufiger) weiblich oder (seltener, aber ebenso schnell und eindeutig) männlich werden. Lieberson et al. (2000) messen auch die sog. Lebenszeit von Namen, was ihrem Verbleib unter den Top 200 entspricht. Grundsätzlich leben reine Jungennamen mit durchschnittlich 47 Jahren länger als Mädchennamen mit durchschnittlich 30 Jahren (da Jungen als Stammhalter eher nachbenannt werden als Mädchen, überdauern ihre Namen länger bzw. ist ihre turn-over-Rate geringer). Ganz anders jedoch bei Unisexnamen, die an Jungen vergeben werden: Diese ‚sterben‘ mit 37 Jahren schon 10 Jahre früher, während an Mädchen vergebene Unisexnamen ihr Leben deutlich verlängern, sie werden 54 Jahre alt: "On average, androgynous names tend to quickly lose their appeal for sons, whereas parents persist in giving their daughters the same androgynous name for a much longer span" (ebd.: 1283).

Eine Statistik¹⁶ zu den häufigsten amerikanischen Unisexnamen aus dem Jahr 2009 bestätigt, dass – bezogen auf die jeweiligen Ränge, die sie bei den beiden Geschlechtern einnehmen – kaum ein Name bei beiden Geschlechtern auch nur annähernd auf den gleichen Platz kommt. Unisexnamen haben immer eine geschlechtliche Schlagseite (s. Tabelle 2). Einzig *Dakota* auf Platz 14 kommt auf ähnliche (hintere) Ränge (Jungen: 251, Mädchen: 276).

¹⁵ Dies steht in Widerspruch zu den Beobachtungen von Cassidy et al. (1999), die bei Unisexnamen von Anfang an eher feminine Strukturen erkennen.

¹⁶ Entnommen www.beliebte-vornamen.de. Es handelt sich dabei nur um Annäherungen. Beispielsweise verbergen sich hinter den Jungennamen mehr Träger. Mädchen werden unterschiedlicher benannt, d.h. das Type/Token-Verhältnis ist nicht das gleiche.

	Name	2009 Boy's Rank	2009 Girl's Rank	Avg. Score
1	Riley	107	38	73
2	Peyton	147	43	95
3	Jordan	45	150	98
4	Jayden	8	188	98
5	Alexis	186	13	100
6	Angel	37	176	107
7	Hayden	91	131	111
8	Avery	223	32	128
9	Taylor	298	22	160
10	Payton	330	84	207
11	Cameron	59	356	208
12	Logan	17	453	235
13	Morgan	457	56	257
14	Dakota	251	276	264
15	Kayden	138	441	290
16	Dylan	29	556	293
17	Parker	96	502	299
18	Ryan	19	581	300

Tab. 2: Die 18 häufigsten US-amerikanischen Unisexnamen der 2009 Geborenen (nach www.beliebte-vornamen.de)

Für jede Sprache stellt sich die Frage, ab wann einem Namen komplette Geschlechtsneutralität zukommt. Die behördliche Erlaubnis dazu kann es nicht sein, solange davon nicht Gebrauch gemacht wird. Auch Namen, die von einem Geschlecht häufig und vom anderen sehr selten genutzt werden (wie *Andrea* in Deutschland)¹⁷, kann man nicht als komplett degenderisiert bezeichnen. Lieberson et al. (2000) greifen zu der Lösung, nur solche Namen zu berücksichtigen, die bei beiden Geschlechtern gewisse Zugriffsfrequenzen erlangen. Auf Illinois

¹⁷ Dies gilt auch für *Heike*: Eine Anfrage bei der GfDS ergab, dass *Heike* 2011 nur einmal und 2015 keimnal an einen Jungen vergeben wurde. Bei den 2011 bzw. 2015 geborenen Mädchen rangiert *Heike* auf Platz 567 bzw. 730. Zur Repräsentativität: 2011 wurden insgesamt 739.981 Namen registriert (ca. 73 % aller vergebenen Namen), 2015 waren es 937.073 Namen (mehr als 90 % aller vergebenen Namen). Zu weiteren Hintergründen s. gfds.de/vornamendatenbank/ und gfds.de/vornamen/beliebteste-vornamen/.

bezogen wurden die Top 200 zur Bedingung gemacht, um geschlechtliche Schlagseiten möglichst auszuschließen. Diese Zahl wäre für eine ganze Nation wie die USA oder Deutschland entsprechend zu erhöhen.

2.2 Unisex-Namen in Deutschland

In Deutschland gibt es, wie bereits gesagt, kaum echte, d.h. ausgewogene Unisex-Namen. Von den 500 häufigsten Namen der lebenden Bevölkerung kommt kein einziger bei beiden Geschlechtern vor. Eine präzise Ermittlung ist mangels offizieller Statistiken schwierig. Eine Anfrage bei der *Gesellschaft für deutsche Sprache* (GfdS)¹⁸ zu einigen sog. Unisex-Namen für die Geburtsjahrgänge 2011 und 2015 (nur diese lassen sich bislang [2017] auswerten) hat das in Tab. 3 aufgeführte Ergebnis erbracht, das die jeweiligen Platzierungen ausweist.

	2011 Platzierung für ...		2015 Platzierung für ...	
	Mädchen	Jungen	Mädchen	Jungen
Charlie/Charly	1344	345	501	223
Elia(h)	1442	116	1052	111
Jona(h)	448	71	606	57
Kim	122	761	190	1022
Luca/Luka	388	7	512	8
Mika	881	64	606	63
Nicola/Nikola	497	470	420	470
Noa(h)	526	14	545	8
Robin	1261	93	1150	106

Tab. 3: Mustercaption Platzierungen einiger Unisexnamen in den Geburtsjahrgängen 2011 und 2015¹⁹

Am geschlechtsneutralsten verhält sich *Nicola/Nikola* mit ähnlichen Platzierungen, während alle anderen Namen klare Präferenzen entweder für die Vergabe an Mädchen (*Kim*) oder an Jungen erkennen lassen (*Luca/Luka*, *Robin*, *Charlie/Charly*). Doch ergeben sich zwischen 2011 und 2015 einige Verschiebungen:

¹⁸ Für die Ermittlung dieser und weiterer Zahlen danke ich sehr Frauke Rüdebusch von der GfdS.

Aus *Luca/Luka* ziehen sich die Mädchen noch weiter zurück (von Platz 388 zu 512), während (insgesamt dominant männliches) *Charlie/Charly* bei beiden Geschlechtern frequenter wird.

Wie bereits erwähnt, spielt bei Namen auch das graphische Medium eine prominente Rolle. Die Namensschreibung als pures Distinktionsmittel wurde bislang unterschätzt und deshalb nie systematisch untersucht. Auch hier ist zu vermuten, dass graphematisch (wenngleich nicht phonologisch) geschlossene Endsilben, also solche auf Konsonantgraphem, eher männlich assoziiert sind. Daher nimmt Tab. 4 die Verteilung von Schreibvarianten homophoner Rufnamen auf die beiden Geschlechter in den Blick.

		2011 Platzierung für ...		2015 Platzierung für ...	
		Mädchen	Jungen	Mädchen	Jungen
1.	Charlie/Charly	1344	345	501	223
	Charlie	1659	481	626	272
	Charly	3217	697	1285	559
2.	Elia(h)	1442	116	1052	111
	Elia	1442	170	1117	171
	Eliah	–	234	5287	215
3.	Jona(h)	448	71	606	57
	Jona	469	135	638	126
	Jonah	2836	132	4459	97
4.	Noa(h)	526	14	545	8
	Noa	613	460	566	467
	Noah	1658	12	3863	8
5.	Luca/Luka	388	7	512	8
	Luca	454	9	588	11
	Luka	1513	164	1749	151
6.	Nicola/Nikola	497	470	420	470
	Nicola	675	981	717	1289
	Nikola	1054	604	657	554

Tab. 4: Musterc Graphematische Unterschiede bei homophonen Unisexnamen und ihre Verteilung auf die Geschlechter (Geburtsjahrgänge 2011 und 2015)

19 Bei den Platzierungen ist zu bedenken, dass sich heute immer noch mehr Jungen als Mädchen gleiche Namen teilen, d.h. direkte Rangvergleiche sind nur bedingt möglich (hinter den Jungennamen verbergen sich etwas mehr Tokens).

Zu 1. *Charlie/Charly*: Dieser Name hat zwar in beiden Jahrgängen ein männliches Übergewicht, doch wird er 2015 schon deutlich häufiger auch an Mädchen vergeben, und zwar – wie in den USA – vor allem in der Schreibweise *-ie*, während *-y* weiterhin stärker männlich dominiert bleibt.

Zu 2. bis 4., den <a/ah>-Auslautschreibungen: Die graphematisch mit <h> versiegelte und dadurch konsonantisch aussehende Endung spielt praktisch keine Rolle für Mädchen, während traditionell weiblich wirkendes <a> zwar durchaus bei den Jungen häufiger vorkommt, doch im Vergleich zur *h*-Version weniger ausgeprägt. Bei den Mädchen kommt, relativ gesehen, in allen drei Fällen die *a*- gegenüber der *h*-Schreibung deutlich häufiger vor als bei den Jungen, wo teilweise die *h*-Schreibung (2011) bei *Noah* klar führt, bei *Jona/Jonah* in etwa ausgewogen und bei *Elijah* seltener ist. Diese graphematische Geschlechterdifferenz nimmt 2015 zu: Die *h*-Schreibungen rutschen bei den Mädchen noch weiter nach hinten und bei den Jungen nach vorne. In den Niederlanden hat dies bei *Noa/Noah* zu einer echten Spaltung geführt (s. Fußnote 11 und Schmuck in diesem Band). Damit wirkt ein konsonantisches Auslautgraphem in beiden Sprachen ‚männlicher‘, im Deutschen mit diachron zunehmender Segregierung.

Zu 5. und 6., den italienischen Namen mit *c*- vs. *k*-Schreibung: Während bei *Luc/ka* bzgl. beider Schreibweisen die Jungen dominieren, ist es bei *Nic/kola* anders: Die deutsche *k*-Schreibung erzielt bei den Jungen höhere Werte, die italienische *c*-Schreibung bei den Mädchen. Aus linguistisch-onomastischer Perspektive erweist sich immer wieder, dass sich Jungennamen strukturell normaler, unauffälliger und unmarkierter verhalten als Mädchennamen (Nübling 2014b). Dieses Prinzip bestätigt sich auch bei der Schreibung.²⁰

3 Die phonologische Nivellierung der Geschlechtergrenze

Dass der von Barry/Harper (1993, 1995) für amerikanische Namen (Basis: Top 100 der USA 1950) entwickelte Genderindex problematisch ist, wurde im vorangehenden Abschnitt deutlich: Weder wurden die Namen (sichtbar) transkribiert noch repräsentiert die Punktevergabe für spezifische Merkmale deren faktisches Vorkommen bei Frauen- und Männernamen; auch sind linguistische Defizite zu be-

²⁰ Die höhere "Normalität" von Jungennamen erklärt sich mit den weitaus länger praktizierten Nachbenennungen von Söhnen nach Vorfahren, was Nameninnovationen hemmt.

klagen. Doch basiert der von + 4 (max. 'weiblich') über Null bis – 4 (max. 'männlich') rangierende Index grob auf den wichtigsten onymischen Genderunterschieden zum historischen Zeitpunkt seiner Konstruktion: Silbenzahl, Akzentposition, Phonemzahl und Qualität des Auslauts. Beim phonologischen Genderscore geht es nicht darum, Namen ein für allemal einen historisch womöglich konstanten Gehalt an phonologisch wahrnehmbarem Gender zu unterstellen – im Gegenteil: Zu einem Zeitpunkt X wird der phonologische Abstand zwischen häufig vergebenen Frauen- und Männernamen qualitativ (welche Merkmale?) und quantitativ (wie häufig jeweils vorkommend?) ermittelt, um zu überprüfen, ob zu einem Zeitpunkt Y (z.B. 30 Jahre später) Veränderungen stattgefunden haben: Haben sich die Namen einander phonologisch angenähert (Degendering)? Sind möglicherweise neue phonologische Unterschiede hinzugekommen (Regendering) – sei es, dass dabei alte Unterscheidungen erhalten bleiben oder abgebaut werden? Selbstverständlich sind solche Neuerungen in eine neue Berechnung zu integrieren. Nicht nur diachron, auch synchron lässt sich ein solcher Index nutzen: Wenn auf Basis von Rufnamen Kosenamen gebildet werden (*Alexandra* > *Alex*, *Andreas* > *Andy*, *Christa* > *Chris*), dann kann es aufschlussreich sein zu überprüfen, ob dabei gendermarkierende Strukturen dramatisiert oder entdramatisiert werden. In Nübling (2014a, 2017b) wurde nachgewiesen, dass bei solchen Kosenamen Geschlecht deutlich abgeschwächt wird, also *undoing gender* praktiziert wird. Wenn andere Zeichen die Geschlechtszugehörigkeit absichern oder das Geschlecht ohnehin bekannt ist, wie dies für face-to-face-Situationen oder Paarbeziehungen gilt, dann kann das onymische Geschlecht zurückgefahren werden.²¹

Auf der Basis dieses Messverfahrens haben Barry/Harper (1995) für Pennsylvania zwischen 1960 und 1990 (es wurden jeweils die Top 25-Namen der Neugeborenen ausgewertet, d.h. insgesamt 100) einen "increased choice of female phonetic attributes in first names" (so der Titel) festgestellt: Sowohl die Jungen als auch die Mädchennamen erzielten zwischen 1960 und 1990 höhere 'feminine' Werte, und zwar 'feminisierten' die Jungennamen von durchschnittlich –1,6 zu –0,44 und die Mädchen von +1,2 zu +1,8. Dies erklären Barry/Harper (1995) mit der höheren gesellschaftlichen Akzeptanz sog. weiblicher Werte und Attribute (erwähnt werden in der Pflege arbeitende, ohrringtragende Männer). Ob dies statistisch belastbar ist und tatsächlich gesellschaftlichen Wandel spiegelt, sei dahingestellt. Außerdem zeigen die Listen, dass bei den Mädchen 1960 und 1990 nur ein Name, *Elisabeth*, identisch war, bei den Jungen dagegen 12 (*John*, *Michael*,

²¹ Aus soziologischer Perspektive ist anzuführen, dass in intimen Beziehungen die Darstellung von Geschlecht nicht nur unnötig ist, sondern die wichtigere Individualwahrnehmung behindert (Hirschauer 2013).

David, Robert, James etc.). Auch stehen hinter den Jungennamen deutlich mehr Kinder als hinter den Mädchennamen. Diese Diskrepanz war 1960 größer als 1990.

Für Deutschland wurden ähnliche Untersuchungen durchgeführt, so vom Kulturosoziologen Jürgen Gerhards (2003) in "Geschlechtsklassifikation durch Vornamen und Geschlechtsrollen im Wandel". Er hat die Hypothese aufgestellt, dass im Laufe von 40 Jahren (1950 bis 1990) wegen der veränderten Geschlechterrollen sich auch die Rufnamen verändern sollten im Sinne einer gegenseitigen Annäherung ("Androgynisierung"). Dazu zieht er ausschließlich deren Auslaute heran. Transkriptionen scheinen nicht vorgenommen worden zu sein, wenngleich von "phonetischen" Merkmalen die Rede ist. Anhand der Geburtseinträge zweier deutscher Kleinstädte (Gerolstein und Grimma) wurden die jeweils ersten 100 Geburten von 1950-1990 in Zweijahresabständen erfasst, womit jedem erhobenen Jahr ca. 50 Mädchen- und 50 Jungennamen zugrunde liegen (Tokens, d.h. Mehrfachvergaben eines Namens, sind enthalten). Wissend, dass Frauennamen dominant auf *-a* oder *-e* enden und Männernamen auf Konsonant, schreibt er: "Zur Bestimmung einer typisch männlichen und typisch weiblichen Phonetik kann man sich auf die Endlaute konzentrieren" (Gerhards 2003, 63). Die bislang selteneren Frauennamen auf Konsonant (wie *Karin, Doris, Birgit*), so die Vermutung, sollten zunehmen, und umgekehrt auch Männernamen auf Vokal (wie *Uwe, Sascha*). Im Ergebnis hat sich jedoch gar nichts getan, die Auslaute blieben gleich, die vermutete sog. Androgynisierung blieb aus:

Das Ergebnis unserer Analysen ist damit relativ eindeutig: Androgynisierungs- und Verweiblichungsprozesse von Vornamen lassen sich für die Zeit von 1950 bis 1990 nicht nachzeichnen. Die Klassifikation des Geschlechts eines Kindes durch den Vornamen hat sich im Zeitverlauf nicht verändert.

(ebd.: 66)

Die Geschlechtsklassifikation von Menschen stelle offensichtlich "einen so fundamentalen Mechanismus der Ordnungsbildung" dar, "dass dieser indifferent ist gegenüber dem Wandel der Geschlechtsrollen" (ebd.: 66). Wie im nächsten Abschnitt gezeigt werden soll, hätte die Untersuchung ab 2000 zumindest bzgl. *a*-auslautender Jungennamen mehr erbracht, denn das, was Gerhards erwartete, war offensichtlich noch zu früh.

Da mir der Namensauslaut als einziges onymisches Geschlechtsmerkmal zu wenig erschien – die gleichzeitig zu Gerhards erschienene Arbeit von Oelkers (2003) machte deutlich, dass sich das phonologische Geschlecht über den ganzen Wortkörper verteilt – nahm ich (in Nübling 2009, 2012) eine prosodisch-phonologische Analyse des gesamten Namenkörpers vor: Silbenzahl, Akzentposition,

Auslaut und konkrete vokalische Füllungen. Ohne ins Detail zu gehen, ließen sich für alle Parameter außer dem Auslaut Gendernivellierungen feststellen, v.a. bzgl. der Silbenzahl als Maß für den sehr salienten Namensumfang. Abb. 1 bildet auf Basis der je 20 häufigsten Mädchen- und Jungennamen die Silbenzahl von 1945 bis (aktualisiert) 2015 ab. 1945 ist die Diskrepanz mit fast genau einer ganzen Silbe Unterschied am größten (Mädchen: 2,6 Silben, Jungen: 1,65). 1960 nimmt die Diskrepanz noch etwas zu (auf 1,15 Silben), um dann einzubrechen: Die Mädchennamen werden kürzer und vor allem die Jungennamen länger, d.h. es findet phonologisches *undoing gender* statt. 20 Jahre später, 1980, beträgt der Abstand nur noch 0,1 Silben. Seitdem konvergieren die Kurvenverläufe, indem beide Geschlechter kürzere Namen anstreben. 2015 beträgt die Silbenzahl 2,35 (Mädchen) vs. 1,8 (Jungen), die Differenz also ca. 0,5.

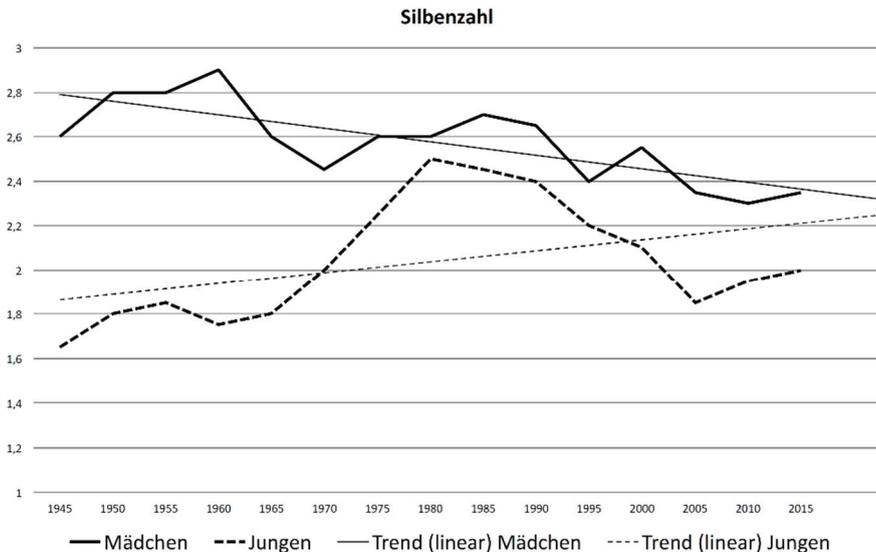


Abb. 1: Veränderungen in der Silbenzahl von 1945-2015

1945 kamen viele einsilbige Jungennamen vor wie *Hans, Klaus, Bernd, Karl, Horst, Heinz*. 1975 ist davon keiner mehr vorhanden, stattdessen viele Zwei-, Drei- und Viersilber wie *Stefan, Christian, Matthias, Michael, Alexander, Sebastian* mit vollen Nebensilbenvokalen, doch hinten immer konsonantisch versiegelt. 30 Jahre später, 2005, sind die Jungennamen wieder kürzer und häufiger einsilbig. Allerdings sind es ganz andere. Die Konsonantencluster (vgl. *Bernd, Horst, Hei[nts]* 1945) haben stark abgenommen, heute dominiert die einfache Struktur CVC:

Finn, Tim, Jan, Ben, Tom, daneben gibt es ebenfalls einfach strukturierte Zweisilber wie *Nico, Leon, Lukas, Luca, Jonas, Luis*.



Abb. 2: Zur Entwicklung der Nebentonvokale 1945-2015 (jeweils Top 20)

Interessanterweise erbringt eine Analyse der hauptbetonten Vokale keine besonderen Unterschiede oder Entwicklungen, umso mehr aber die der neben- und unbetonten Vokale. Zunächst gilt für die diffusen Schwa-Vokale [ə] und [ɐ] wie in *Peter, Jürgen, Dieter, Rainer*, dass sie von 1945-1960 in jeweils sieben Namen ent-

halten sind (immer auf die Top 20 bezogen), seit 1980 nur noch in einem (*Alexander*) und seit 2005 komplett verschwunden sind. Schwa-Laute sind die mit Abstand häufigsten Vokale des Deutschen. In Rufnamen haben sie sich stark zurückgezogen, was deren Exotik erhöht. Bei den Mädchennamen war [e] schon immer abwesend, [ə] ist ebenfalls stark zurückgegangen: 1945 kamen noch *Renate, Bärbel, Elke, Hannelore* vor, seitdem ziehen sich diese Laute ebenfalls bis zur Bedeutungslosigkeit zurück (s. die gestrichpünktelten Linien in Abb. 2).

Abb. 2 zeigt, dass Mädchennamen immer schon (auch 1945) viele unbetonte Vollvokale enthielten, während die Jungennamen ihre Schwa-Silben durch Vollvokale ersetzt haben. Interessanterweise füllten sich diese Nebensilben nicht mit anderen Vollvokalen als bei den Mädchen (z.B. *u* oder *o*), sondern ebenfalls mit [a] und [i] (s. die durchgezogenen und gestrichelten Linien). Die untere Grafik in Abb. 2 zeigt, dass diese beiden Vokale 1945 bei den Jungen praktisch abwesend waren, während sie ab den 1960-er Jahren steil ansteigen und die Mädchen 1980 fast einholen (Mädchen: 32, Jungen: 30 Nebentonvokale). Danach vermindern beide Geschlechter gemeinsam ihre unbetonten Vokale, d.h. die Namen werden kürzer. Damit findet ein *Degendering* statt. Zusammenfassend gilt, dass sich im unbetonten Vokalismus beide Geschlechter quantitativ und qualitativ aufeinander zubewegen, um anschließend zu konvergieren. Insgesamt nähern sich die Jungen stärker den Mädchennamen an als umgekehrt, v.a. was die Vokalqualitäten ([i] und v.a. [a]) betrifft.

4 Von *Lukas* zu *Luca*, von *Jonas* zu *Jona*: Die Entsiegelung konsonantischer Namensauslaute

Der Auslaut *-a* kommt nicht einfach nur überzufällig häufig bei Frauennamen vor, sondern er generiert, wie erwähnt, systematisch Frauen- aus Männernamen und erlangt damit morphologischen Status: *Paul* → *Paula*.²² Es bestehen somit zwei linguistisch unterschiedlich zu analysierende Frauennamen auf *-a*: *Mia, Lara* ohne und *Paula, Michaela* mit inhärentem Männernamen. Im ersten Fall ist

²² Weitere Allomorphe sind *-e* (*Gabriel* → *Gabriele*), *-ine, -ina* (*Wilhelm* → *Wilhelmine/a*) etc. Im Niederländischen, Friesischen oder Französischen reicht die pure Diminution zur Femininmoverung aus: *Jean* → *Jeanette*, *Jan* → *Jantje*, *Klaas* → *Klaaskje*. Nach der typologischen Untersuchung von Jurafsky (1996) kommen solche Überschneidungen zwischen Diminution und Femininmoverung nicht selten vor. Sie beruhen auf einer Metapher, die Frauen in Relation zu Männern als Kinder konzeptualisiert.

-a bloßer Auslaut: *Mi[a]*, im zweiten ein Suffix: *Paul{a}*. Nur der erste Typ enthält das Potential zum Geschlechtswechsel, der zweite (vermutlich) nicht, zumindest bestätigen dies die folgenden Beobachtungen.

Unter die Top 10 der Jungenvornamen tritt erstmals überhaupt im Jahr 2000 ein auf -a auslautender Unisexname (auf Platz 10), *Luca* (häufiger) bzw. *Luka* (seltener; beide zu *Luc/ka* zusammengefasst). Seitdem arbeitet sich dieser Name immer weiter nach vorne: 2004 auf Platz 2, 2008 auf Platz 3, danach geht er leicht zurück, um 2012 und 2013 abermals auf Platz 2 zu landen. *Luc/ka* hatte jedoch einen wichtigen Vorreiter bzw. Wegbereiter, nämlich *Luc/kas* (c-Schreibung sehr selten) mit *a* in der Endsilbe, aber durch -s konsonantisch versiegelt. *Luc/kas* eroberte schon ca. 10 Jahre zuvor die Toppositionen und steht lange immer ein paar Ränge vor *Luc/ka*. Einige Jahre erscheinen sie sogar in direkter Nachbarschaft. Erst 2012 überholt der feminin assoziierte *Luc/ka* (Platz 2) den *Luc/kas* (Platz 4), 2014 drehen sich die Positionen wieder um (s. Abb. 3).²³

Lucas / Lukas und Luca / Luka

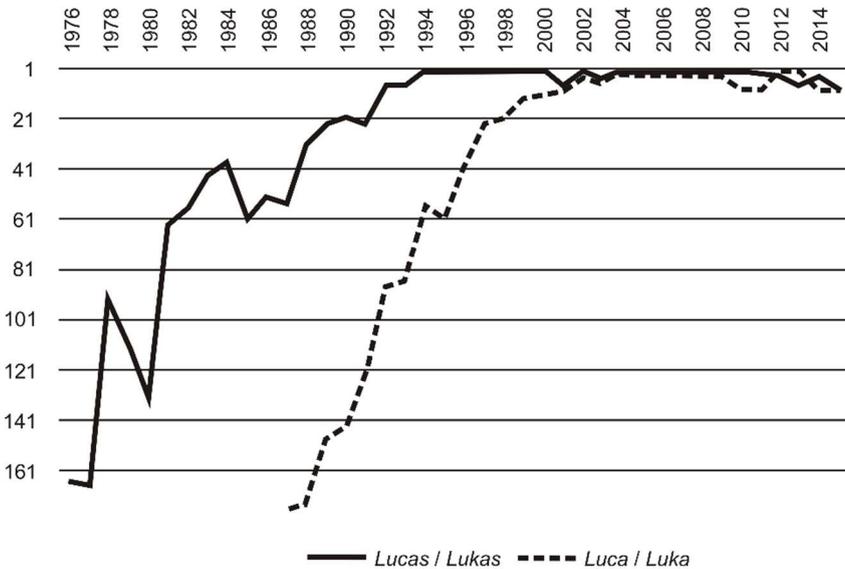


Abb. 3: Die Spitzenreiter *Luc/kas* und *Luc/ka* (1976-2015)

²³ Knud Bielefeld, Betreiber der Website "beliebte-vornamen.de", danke ich sehr für die Erstellung dieser Grafiken, außerdem Georg Drenda, Institut für Geschichtliche Landeskunde Mainz, für die Umsetzung zum Druck.

Noch 2004 veröffentlichte Susanne Oelkers einen Aufsatz mit dem Titel "Der Fall Luca. Zur Männlichkeit und Weiblichkeit von Vornamen". Dort berichtet sie, dass in ihrem Bekanntenkreis ein Mädchen diesen italienischen Männernamen bekommen habe. Sie begründet dies mit dem im Deutschen so persistenten, weiblich assoziierten *a*-Auslaut, der es (wie zuvor bei *Andrea* und *Gabriele*) sogar vermochte, den Geschlechtswechsel eines Namens herbeizuführen. Auch im Fazit prognostiziert sie nochmals, dass auch *Luca* langfristig weiblich werde. Dass dem so nicht war, wissen wir heute. Damit hat sich etwas Gravierendes ereignet: Der prominenteste onymische Weiblichkeitsmarker verliert sein Geschlecht. Dies tut er jedoch erst im Laufe der Zeit und nur in dem Maße, in dem weitere Jungennamen auf *-a* zunehmen. Viele um die Jahrtausendwende geborene Jungen namens *Luc/ka* wurden zunächst für Mädchen gehalten.²⁴ Tatsächlich vollzieht sich derzeit ein Umbruch, der – ebenfalls seit ca. 2000 – dadurch bestätigt und verstärkt wird, dass weitere auf *-a* auslautende Jungennamen in die Toppositionen vorrücken, allen voran *Noah*. Oder sie befinden sich (noch) in hinteren Positionen, verzeichnen dort aber starke Zuwächse und rüsten sich für den Aufstieg. Abb. 4 zeigt die Zunahmen von *Noah* und *Mika*.

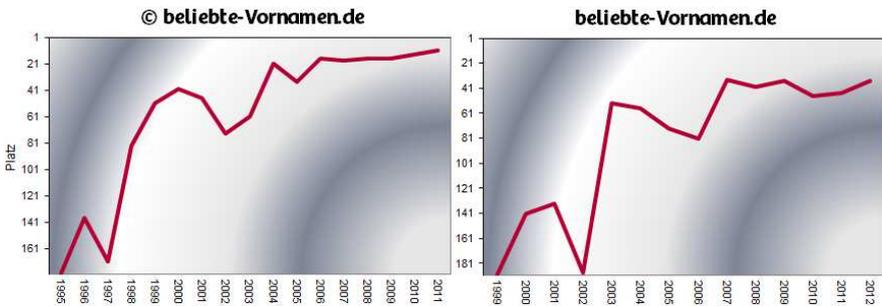


Abb. 4: Die Verläufe von *Noah* (links; 1995-2011) und *Mika* (rechts; 1999-2012)

Während *Noah* und *Mika* sich allein oder allenfalls im Windschatten von *Luc/ka* hocharbeiten, da sie keinen Partner auf Konsonantenauslaut haben, verhält es sich mit den Paaren *Jonas* (2015 gemäß *GfD*S auf Platz 1) und *Jona(h)* bzw. *Elias* (Platz

²⁴ Etwa ableitbar aus der Tatsache, dass 2005 das Oberlandesgericht Hamm entschied, dass der Name *Luka* für einen Jungen ohne geschlechtseindeutigen Zweitnamen vergeben werden dürfe. Die vormalige Geschlechtsneutralität sei nicht mehr gegeben, da der Name nun überwiegend an Jungen vergeben werde (AZ: 15 W 343/04).

8)²⁵ und *Elia(h)* ähnlich wie mit *Lukas* (Platz 7) und *Luca* (Platz 4): Ihre versiegelten Partner scheinen den Weg für den Aufstieg zu ebnen. In ihrem Schlepptau befinden sich die unversiegelten, anfänglich feminin wirkenden Pendants (s. Abb. 5). Der Einfachheit halber haben wir die Homophone *Jona(h)* und *Elia(h)*²⁶ zusammengefasst, die ebenfalls beide aufsteigen, wenngleich noch mit einiger Entfernung zu den Top 20.²⁷

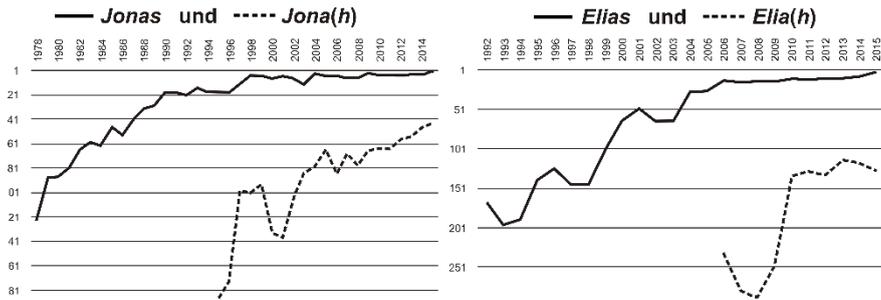


Abb. 5: Die Verläufe von *Jonas* und *Jona(h)* sowie von *Elias* und *Elia(h)*

Mit Blick auf die Nebensilbenvokalischen Entwicklungen in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts wird deutlich, dass sich dieser gesamte Prozess schon seit einigen Jahrzehnten anbahnt, indem Jungennamen zunächst Vollvokale, v.a. [a], in den Endsilben aufgebaut haben. Im Namenkörper war die Gendernivellierung bereits vollzogen, bevor sie auch den geschlechtsovertesten Auslaut erfasste. Wieder nähern sich dabei die Jungen- den Mädchenamen strukturell an, bevor das entsprechende Merkmal sein Geschlecht verliert. Den Konjunkturabschwung der Gender-Differenz hin zu einem kompletten Indifferenzstadium bereits zu postulieren, ist jedoch verfrüht: Nach wie vor würde jeder Test zur Geschlechtszuweisung unbekannter Namen beim *a*-Auslaut weibliche Zuordnun-

25 Die beiden einzigen Namenstatistiken sind der GfDS und www.beliebte-vornamen.de zu entnehmen, die meist zu ähnlichen Resultaten kommen. Laut www.beliebte-vornamen.de steht 2015 *Jonas* auf Platz 2, *Elias* auf Platz 4 und *Lukas* auf Platz 9.

26 Bei *Jona(h)* (< hebr. 'Tauben') ist die *s*-Form sekundär und aus dem Griechischen entlehnt, möglicherweise wegen ihres salienten 'männlichen' Auslauts. Im Fall *Elia(h)* und *Elias* ist *Elias* die primäre Form (< hebr. 'mein Gott ist Jahwe'), *Elia* die italienische Variante.

27 Dass die *h*-Schreibungen (*Eliah*, *Jonah* und v.a. *Noah*) relativ gesehen zu deutlich mehr männlichen Benennungen führen als ihre *h*-losen Entsprechungen (*Elia*, *Jona* und *Noa* heißen vergleichsweise viele Mädchen, womit diese Namen geschlechtsneutraler sind), wurde in Abs. 3 gesagt und in Tabelle 4 ausgewiesen.

gen generieren. Das Wissen um diese Korrelationen ist noch fest verankert, zu viele Namen mit entsprechenden Strukturen und Geschlechtszuweisungen sind noch in Umlauf.²⁸ Genaugenommen ereignet sich derzeit vielmehr Folgendes: Mehr denn je lauten die Namen neugeborener Mädchen auf *-a* aus, d.h. die Frequenz von an Mädchen vergebenen Namen auf *-a* wächst ebenfalls. Nimmt man nur die Top 50 der 2015 vergebenen Namen, so enden bei den Mädchen allein 37 auf *-a*, 12 auf einen anderen Vokal und nur einer (!) auf Konsonant; bei den Jungen enden vier auf *-a*, sieben auf einen anderen Vokal ([o] oder [ə]) und 39 auf Konsonant. Indem sich die Mädchennamen mehr denn je von konsonantischen Auslauten verabschieden (vgl. Tab. 1 mit 22% konsonantischem Auslaut bei der weiblichen Gesamtbevölkerung), verschärfen sie die onymische Geschlechtergrenze. Auch wenn vier Jungennamen der Top 50 von 2015 auf *-a* enden, so stehen diesen immerhin 39 auf Konsonant gegenüber. Dennoch kündigt sich mit *Luca, Noah* etc. ein bahnbrechender Wandel an. Möglicherweise ereignet sich derzeit das, was Barry/Harper (1995) für die USA beschreiben: eine generelle phonologische Feminisierung der Rufnamen.

Bei der Frage, welchen gesellschaftlichen Wandel dieser onymische Wandel indiziert, sind mehrere Überlegungen möglich. Zunächst sind die historischen Angleichungen der Geschlechterrollen anzuführen (Gerhards 2003): Die Relevanz der Geschlechterdifferenz ist rückläufig, dies spiegeln die sich ähnlicher werdenden Namen. Erwägenswert ist ein anderer Gedanke, den Moser (2009) anhand der Struktur von Züricher Neugeborennamen einbringt: Kinder werden immer weniger als zukünftige Erwachsene (oder gar Stammhalter) benannt, sondern als Kinder bzw. Babys, erkennbar daran, dass in den heutigen Babynamen nur wenige unterschiedliche Laute verarbeitet werden, dabei eher sonore wie Vokale, Nasale, Liquide und kaum schwieriger zu artikulierende Obstruenten. Die Namen werden zunehmend kürzer und leichter aussprechbar (*Anna, Lena, Lia, Mia, Noah, Tim, Finn*), enthalten keinerlei Konsonantencluster, einige reduplizieren sogar ("Lallformen" wie *Lilly*). Kleine Kinder werden noch nicht (so stark) genderisiert, was ihre namentliche Verähnlichung und Aussprachevereinfachung

²⁸ Dies belegt ein aktuelles Zitat aus der Namenberatung. In Deutschland sind erfundene Vornamen erlaubt, sofern sie wie Vornamen aussehen. Die *Gesellschaft für deutsche Sprache* schreibt: "650 Standesämter stellen Anfragen an die GfDS, ob beispielsweise auch ein erfundener Vorname geht: 'Endungen mit *ia* für Mädchen und *us* für Jungen gehen eigentlich immer'." (Lamparth 2016, 236). Dies unterstreicht abermals die Relevanz der Geschlechtskennzeichnung: Ist sie gegeben, spielt der restliche Namenkörper kaum eine Rolle.

chung erklären könnte. Eventuell geben die Eltern ihren Kindern auch solche Namen, die sie selbst (früh) aussprechen können (onymische "Regression zur Kindlichkeit" nach Moser 2009, 18).²⁹

Versucht man sich umgekehrt vorzustellen, wie eine temporäre ‚Maskulinisierung‘ von Frauennamen aussehen könnte, um als Merkmal langfristig degendert zu werden, entsprächen dem Einsilber. Unter den 250 häufigsten Frauennamen der lebenden Bevölkerung befinden sich, wie erwähnt, drei: *Ruth*, *Kim* und *Ann*. Dass solche Namen vermehrt aufkommen, lässt sich nicht nachweisen. Unter den Top 500 der Mädchennamen von 2015 befinden sich neun: *Lynn/Linn* (138), *Liv* (148), *Kim* (151), *Kate* (187), *Lou* (207), *Liz* (226), *Jil/Jill* (291), *Ann* (325) und *Joy* (338); sie lauten mehrheitlich konsonantisch aus und ähneln hierin Männernamen. Noch verharren sie aber auf den hinteren Plätzen. Mit den Hiaten *Mia* (Platz 1), *Lea* (12), *Pia* (30), *Lia* (32), *Zoé* (40) etc. sind bereits die schlankesten Zweisilber erreicht und im oberen Bereich angelangt. Solange jedoch die häufigsten Mädchennamen so zahlreich wie noch nie mit *-a* auslauten, sind Einsilber fern.

5 Fazit

Personennamen müssen nicht mit Geschlecht assoziiert sein (s. Familiennamen, bedingt auch Kosenamen). Sie können es aber (Rufnamen) und dabei Geschlecht multipel und historisch hochvariabel mehr oder weniger overt markieren. Alle Verfahren sind gleichermaßen kontingent. Eine koverte (immaterielle) Markierung liegt bis heute bei der alten Schicht ererbter germanischer Namen vor, wo Jungen- und Mädchennamen von ähnlichen Lautstrukturen Gebrauch machen, s. *Almut* (w.) und *Helmut* (m.), *Gertrud* (w.) und *Meinrad* (m.). Bei solchen Namen weiß man aus Erfahrung, ob sie Frauen oder Männern gelten, was höhere kognitive Kosten aufwirft als saliente materielle Marker. Historisch folgten diese alten Namen einem ganz anderen Prinzip, nämlich dem Genus des Zweitglieds: Die germanischen Namen bestanden früher aus zweigliedrigen Komposita, wobei

²⁹ Moser (2009) untersucht die Züricher Babynamen von 1988-2008 und macht viele interessante Beobachtungen, etwa dass der *a*-Auslaut bei den Mädchen deutlich zu- und der *e*-Auslaut etwas abnimmt (allein 70% enden 2008 auf *-a*, insgesamt 89% auf einen Vokal). Mädchennamen sind phonologisch viel monotoner als Jungennamen (sie nutzen weniger unterschiedliche Phonemen bzw. Graphemen). Bei den Jungennamen nimmt jedoch *-n* als Auslaut deutlich zu. Moser beschreibt aber keinen Zuwachs an *a*-auslautenden Jungennamen.

Männernamen ein maskulines und Frauennamen ein feminines Zweitglied erforderten. Phonologie und (weitestgehend) Semantik waren irrelevant. Mit der sukzessiven Abkopplung dieser Namen vom Normalwortschatz und die Zerstörung der Kompositionsstruktur durch Kontraktionen (*Adalwolf* > *Adolf*) und andere Namenverkürzungen (*Wolfgang* > *Wolf*) wurde dieser Genus-Gender-Konnex aufgegeben. Einem Geschlecht sind diese Namen aber weiterhin zugeordnet, man kennt es aus Erfahrung, auch wenn man keine am Namen verankerte Anhaltspunkte dafür hat. Heute enthalten die häufigsten Rufnamen, die allesamt anderen Sprachen entstammen, overt Geschlechtsmarker, vornehmlich am Auslaut, die Menschen übereinstimmend geschlechtlich zuzuordnen vermögen (germanische Rufnamen sind seit Ende des Zweiten Weltkriegs stark rückläufig). Viele Jungen- und Mädchennamen unterscheiden sich sogar ausschließlich durch den Auslaut, denn früher wurde - aus Gründen der Nachbenennung - aus Männernamen systematisch Frauennamen generiert, was bedeutet, dass auslautendes -a als Movierungssuffix morphologischen Status innehat und dass der Frauename den Männernamen enthält (*Paula*). Viele derivierte Frauennamen sind zusätzlich prosodisch markiert durch Akzentumlegung (*Mártin* – *Martína*, *Júlian* – *Juliáne*). Diese Zuordnungen waren lange Zeit so fest, dass italienische Männernamen auf -a und -e im Deutschen bis vor wenigen Jahren weiblich klassifiziert wurden. Allerdings hat, wie im Beitrag gezeigt, eine dramatische Enthärtung dieses Markers stattgefunden, indem seit der Jahrtausendwende fremde Männernamen auf -a nicht mehr umkategorisiert werden: *Luca* und *Noah* sind bereits in die Spitzenpositionen der Jungennamen aufgestiegen, andere wie *Jona*, *Mika*, *Elia* folgen. Der salienteste Weiblichkeitsmarker gibt damit sein Geschlecht auf. Wie gezeigt, erfolgt das Degendering von auf -a auslautenden Namen nicht unvermittelt: *Luca*, *Jona* und *Elia* haben Korrelate auf -s, die ihnen den Weg geebnet haben, denn der Aufstieg der unversiegelten Namen folgt zeitversetzt und im Verlauf ziemlich parallel dem der versiegelten. Dieses phonologische Degendering hat jedoch dort seine Grenzen, wo -a als Suffix morphologischen Status innehat, der betreffende Name also einen Männernamen ohne -a enthält (*Paula*, *Martina*). Solche Namen dürften immun gegen das Degendering sein, zumindest solange Jungennamen wie *Paul* und *Martin* geläufig sind. Auffälligerweise handelt es sich bei den männlichen a-Namen immer um fremde und damit neue Namen, die nicht fest im Namensystem verankert sind. Doch stellt sich angesichts der Tatsache, dass heute mehr Mädchen mit a-Namen benannt werden als früher, die Frage, ob dies das Degendering von der anderen Seite her nicht unterläuft. Noch nie trugen Mädchen so viele Namen auf -a wie heute

Das phonologische Degendering wird interessanterweise auch auf graphematischer Ebene unterlaufen. Alle Jungennamen auf -[a] dürfen auch an Mädchen vergeben werden; dabei wurde festgestellt, dass verschiedene Schreibweisen homophoner Namen zur Geschlechterdifferenzierung genutzt werden, und zwar so, dass den Vokalauslaut versiegelnde Schreibungen (*Noah, Eliah, Jonah*) fast nur an Jungen vergeben werden, während Mädchen, wenngleich insgesamt verhalten, eher an den offenen Schreibungen teilhaben. Auch andere Möglichkeiten der Heterographie (*Charly/Charlie*) werden zur Geschlechterdifferenzierung genutzt, dies sogar diachron zunehmend, wie anhand des Vergleichs der Neugeborenenamen von 2011 und 2015 gezeigt wurde. Dies spricht noch gegen die Akzeptanz echter Unisexnamen: Bei all diesen Namen bestünde die Chance zur ausgewogenen Vergabe an beide Geschlechter. Sie werden aber immer weniger an Mädchen vergeben. Damit verlieren zwar phonologische Merkmale an Geschlecht, nicht aber konkrete Namen.

6 Literatur

- Ackermann, Tanja (2011): *Aloe Vera* vs. *Click*. Zur phonologischen Kodierung von Geschlecht bei Warennamen. In: Beiträge zur Namenforschung 46/1, 1-50.
- Alford, Richard (1988): *Naming and identity: A cross-cultural study of personal naming practices*. New Haven.
- Barry, Herbert/Harper, Aylene (1982): Evolution of unisex names. In: *Names* 30, 15-22.
- Barry, Herbert/Harper, Aylene (1993): Feminization of unisex names from 1960 to 1990. In: *Names* 41/1, 228-238.
- Barry, Herbert/Harper, Aylene (1995): Increased choice of female phonetic attributes in first names. In: *Sex Roles* 32, 11/12, 809-819.
- Barry, Herbert/Harper, Aylene (1998): Phonetic differentiation between first names of boys and girls. In: Nicolaisen, Wilhelm (ed.): *Proceedings of the XIXth ICOS. Scope, Perspectives and Methods of Onomastics*, Vol. 3, 40-46.
- Bruning, James/Polinko, Natale/Zerbst, Jennifer/Buckingham, Justin (2000): The effect on expected job success of the connotative meanings of names and nicknames. In: *The Journal of Social Psychology* 140/2, 197-201.
- Cassidy, Kimberly Wright et al. (1999): Inferring gender from name phonology. In: *Journal of Experimental Psychology* 128, 3, 362-381.
- Coester, Michael (1986): *Vornamensrecht – international*. In: *Internationales Handbuch der Vornamen*. Frankfurt, V-LXIX.
- Cutler, A. et al. (1990): Elizabeth and John: Sound patterns of men's and women's names. In: *Journal of Linguistics* 26, 471-482.
- Fredrickson, Anne (2007): *Phonological cues to gender in sex-typed and unisex names*. (www.swarthmore.edu/SocSci/Linguistics/Papers/2007/fredrickson_annie.pdf; Zugriff: 06.10.16).

- Gerhards, Jürgen (2003): Geschlechtsklassifikation durch Vornamen und Geschlechtsrollen im Wandel. In: Berliner Journal für Soziologen, Heft 1, 59-76.
- Gerhards, Jürgen (2003/²2010): Die Moderne und ihre Vornamen. Eine Einladung in die Kultursoziologie. Wiesbaden.
- Hirschauer, Stefan (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46, Heft 4, 668-692.
- Hirschauer, Stefan (2013): Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren. Zur Geschlechterunterscheidung in intimen Beziehungen. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, 37-56.
- Hirschauer, Stefan/Boll Tobias (2017): Un/Doing Differences. Zur Theorie und Empirie eines Forschungsprogramms. In: Hirschauer, Stefan (ed.): Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung. Weilerswist: Velbrück, 7-26.
- Hough, C. (2000): Towards an explanation of phonetic differentiation in masculine and feminine personal names. In: Journal of Linguistics 36, 1-11.
- Jurafsky, Daniel (1996): Universal tendencies in the semantics of the diminutive. In: Language 72/3, 533-578.
- Kohlheim, Rosa/Kohlheim, Volker (2013): Lexikon der Vornamen. Mannheim/Zürich.
- Lamparth, Birgitta (2016): Welcher Name für welches Kind? In: Der Sprachdienst 6/16, 235-236.
- Lieberson, Stanley/Mikelson, Kelly (1995): Distinctive, African American names: An experimental, historical, and linguistic analysis of innovation. In: American Sociological Review 60, 928-946.
- Lieberson, Stanley/Dumais, Susan/Baumann, Shyon (2000): The instability of androgynous names: The Symbolic Maintenance of Gender Boundaries. In: American Journal of Sociology 5, 1249-1287.
- Lindemann, Gesa (1996): Von richtigen und falschen Namen. In: Lindemann, G.: Das paradoxe Geschlecht. Frankfurt, 155-194.
- Moser, Peter (2009): Vornamen klingen heute anders als früher. Entwicklungstendenzen bei der Vornamenwahl von Zürcher Eltern 1988-2008. In: Statistik info 08/09, 1-20.
- Moss-Racusin, Corinne/Dovidio, John/Brescoll, Victoria/Graham, Mark/Handelsman, Jo (2012): Science faculty's subtle gender biases favor male students. In: Psychological and cognitive sciences 109/41, 16474-16479.
- Nübling, Damaris (2009): Von *Monika* zu *Mia*, von *Norbert* zu *Noah*: Zur Androgynisierung der Rufnamen seit 1945 auf prosodisch-phonologischer Ebene. In: Beiträge zur Namenforschung 44/1, 67-110.
- Nübling, Damaris (2012): Von *Elisabeth* zu *Lilly*, von *Klaus* zu *Nico*: Zur Androgynisierung und Infantilisierung der Rufnamen von 1945 bis heute. In: Günthner, Susanne/Hüpper, Dagmar/Spieß, Constanze (eds.): Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität. Berlin/New York, 319-357.
- Nübling, Damaris (2014a): Emotionalität in Namen. Spitznamen, Kosenamen, Spottnamen – und ihr gender-nivellierender Effekt. In: Vaňková, Lenka et al. (eds.): Emotionalität im Text. Tübingen, 103-122.
- Nübling, Damaris (2014b): From *Christel* to *Christina*, from *Klaus* to *Nico*: A diachronic study of German first names (1945-2010) and their shift towards the syllable language type. In: Caro Reina, Javier/Szczepaniak, Renata (eds.): Syllable and Word Languages. Berlin/Boston, 222-247.

- Nübling, Damaris (2015): The phonetic gender score of German first names and pet names: Gendered first names versus de-gendered pet names. In: Aldrin, Emilia et al. (eds.): *Innovationer i namn och namnmönster. Handlingar från NORNAs 43:e symposium i Halmstad den 6-8 november 2013*. Uppsala, 196-215.
- Nübling, Damaris (2017a): Funktionen neutraler Genuszuweisung bei Personennamen und Personenbezeichnungen im germanischen Vergleich. In: *Linguistische Berichte, Sonderheft 23 "Namengrammatik"*, 173-211.
- Nübling, Damaris (2017b): Beziehung überschreibt Geschlecht. In: Linke, Angelika/Schröter, Juliane (eds.): *Sprache und Beziehung*. Berlin/Boston: De Gruyter, 99-118.
- Nübling, Damaris (2017c): Personennamen und Geschlechter/un/ordnung – Onymisches doing und undoing gender. In: Hirschauer, Stefan (ed.): *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück, 307-335.
- Oelkers, Susanne (2003): *Naming Gender. Empirische Untersuchungen zur phonologischen Struktur von Vornamen im Deutschen*. Frankfurt.
- Oelkers, Susanne (2004): Der Fall Luca. Zur Männlichkeit und Weiblichkeit von Vornamen. In: *Bulletin VALS/ASLA 80*, 155-170.
- Schmuck, Mirjam (in diesem Band): *Jip, Juul, Marijn* – Niederländisch-friesische Unisexnamen. Entstehungshintergründe und diachrone Entwicklung.
- Slater, A./Feinman, S. (1985): Gender and the phonology of North American first names. In: *Sex Roles 13*, 429-440.
- Steche, Theodor (1927): *Die neuhochdeutsche Wortbiegung unter besonderer Berücksichtigung der Sprachentwicklung im 19. Jahrhundert*. Breslau: Hirt.
- Wennerås, Christine/Wold, Agnes (1997): Nepotism and sexism in peer-review. In: *Nature 387*, 341-343.